

Mario Keßler

Bilanz und Perspektiven.

Vortrag gehalten am 7. September 2021,
Leibniz Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF) anlässlich des
Ehrenkolloquiums zur Verabschiedung und Ernennung zum Senior Fellow am ZZF.

Womit beginnen? Dies ist keine Beichte, kein Rechenschaftsbericht, eine Warnung: es ist auch keine Schlussbilanz. Es sind lediglich wissenschaftlich-biographische Bemerkungen, die zu einigen inhaltlichen Denkanstößen hinführen sollen. Getragen sind sie vom Prinzip Hoffnung; dieses war und bleibt mein Leitmotiv, nicht nur, um zu Erkenntnissen zu gelangen, sondern auch für Moralvorstellungen, die diesen Erkenntnissen, so hoffe ich, einigen Wert verleihen. Dazu später mehr.

Wie bin ich zum Thema gekommen, das heute in Rede steht? Nach Studien in Jena und Leipzig standen durchaus zwei ernsthafte Alternativen im Raum: Sozialgeschichtliche Studien zum frühneuzeitlichen Humanismus als dem Geburtsort der bürgerlichen Intelligenz sowie die Geschichtsphilosophie der europäischen Aufklärung; für letzteres Thema suchte mich mein Lehrer und späterer Freund Werner Berthold zu gewinnen. Was den Ausschlag für die – in der DDR nur im Korsett der offiziellen Ideologie zu leistenden – Kommunismusforschung gab, war nicht zuletzt der Wunsch nach Lektüre ansonsten verbotener Literatur, insbesondere der von kommunistischen Dissidenten geschriebenen. Bei meinem Doktorvater Hans Piazza bot das Forschungsprogramm über die Komintern und die koloniale Frage auch unter den Bedingungen der DDR die Chance, Neuland unter den Pflug zu nehmen. Die Untersuchung der Nahost-Politik der Komintern, der meine Dissertation, basierend vor allem auf deutschen und russischen gedruckten Quellen, galt, schien Freiräume zu eröffnen. Zudem konnte mir mangels Kenntnis nicht jeder so hineinreden, wie es bei einem Thema der deutschen Geschichte der Fall gewesen wäre.

Die Erkenntnis, dass die zumeist aus Osteuropa eingewanderten Kommunisten die einzige politische Kraft waren, die zwischen den Weltkriegen im Nahen Osten Juden und Araber solidarisch Seite an Seite organisierte, habe ich vor wie nach 1989 stets betont.

Die Arbeit am Thema ließ mich aber in Abgründe schauen, fand ich doch heraus, dass fast alle Emissäre der Komintern, die im Nahen Osten und überhaupt in der kolonialen Welt tätig waren, Opfer des Stalin-Terrors wurden – Stalin-Terror ging als Bezeichnung manchmal noch durch, Stalinismus noch nicht. Die Dissertation blieb ungedruckt, was ich aber im Nachhinein nicht bedauere, denn obwohl sich meine Kompromisse in Grenzen hielten – einige musste ich doch machen, wollte ich den Doktorgrad erwerben. Der Umgang mit dem heißen Eisen und die Reaktionen beteiligter Kolleginnen und Kollegen (ich hatte natürlich auch den üblichen Ärger, der mein Verbleib in der Academia wiederholt in Frage stellte) zeigte mir: Die DDR-Geschichtswissenschaft war kein monolithischer Block. Dies ermöglichte mir immer wieder, bestehende Zwänge zu unterlaufen, ohne dabei irgendjemandem ins Messer zu laufen.

Diese Chancen und Risiken in der DDR bereiteten mich auf die nicht vorhersehbare Zeit nach 1989 vor: Als die Universität Leipzig sich von mir trennte, fand ich am Akademie-Institut für Allgemeine Geschichte ein neues Umfeld zur Fortsetzung meiner Arbeit. Im Risikojahr 1989 erfuhr ich Unterstützung durch Karl Drechsler, der, wie Fritz Klein, Martin Robbe und Hans Piazza, mich vor Leichtsinn bewahrte: Ich hatte ernsthaft den Gedanken erwogen, nach dem Massaker in Peking und der Zustimmung durch die SED diese zu verlassen. Ich tat es nicht –

war dies ein Kompromiss zuviel? – und wurde 1990 mit einer Arbeit über Zionismus und internationale Arbeiterbewegung habilitiert. Den totalen Umbruch von 1989 hatte ich nicht vorausgesehen, wohl aber einschneidende Veränderungen. So schrieb ich meine Habilitation in einer Weise, als gäbe es in der DDR schon Perestroika-Zustände, konnte sie also ohne große Veränderungen 1990 einreichen und verteidigen. Ich veröffentlichte den Text dann 1994 ungefiltert, was mir den Tadel einbrachte, ich wäre ein unverbesserlicher Leninist.

Der Umbruch war und blieb für den Historiker politisch ungemein lehrreich. Ich übernahm, weil niemand mehr sonst sich dazu bereit fand, die Funktion des Institutsparteiorganitors, früher Parteisekretär geheißen, und unterstützte den Parteiorganisor der Akademie, Jörn Schütrumpf, bei der ordnungsgemäßen Auflösung der Organisation. Dabei musste ich unter anderem die Parteibücher der ausgetretenen Genossen des Instituts einsammeln und bei Jörn abliefern. Gratis bekam er dazu die Begründungen zu hören, mit denen die einst standhaften Klassenkämpfer ihren Austritt begründeten – bis nach einiger Zeit die Wiederholung solcher Erklärungen ermüdend wurde.

Unter den neuen Bedingungen galt es, sich mit dem westdeutschen Arbeitsrecht und dem Rentenrecht vertraut zu machen. Ohne zu zögern, suchte ich nach der Möglichkeit eines Auslandsstipendiums, denn ich wusste: An uns Ostdeutsche würden westdeutsche Kriterien angelegt werden, und wieviel die DDR-Erfahrungen zählten, war noch nicht abzusehen.

Ich bewarb mich um ein Stipendium, das die Ford Foundation für Wissenschaftler der neuen Bundesländer ausgeschrieben hatte. Da ich in die engere Wahl kam, stand ein Auswahlgespräch an. Zwischen zwei Amerikanerinnen saß ein Deutscher mittleren Alters, der mich entfernt an den Schauspieler Mario Adorf erinnerte, sich aber kurz mit den Worten vorstellte: „Kocka, Freie Universität“, und mich daraufhin ganz schön in die Mangel nahm. Ich erhielt das Stipendium.

Im Jahr 1990 hatte ich glücklicherweise einen vergleichsweise guten Wissensstand in Bezug auf westliche Literaturkenntnis wie auch über die amerikanische Kultur: Bob Dylan überbrückte die Grenzen zwischen Hoch- und Populärkultur wie kein europäischer Künstler, und die amerikanische (natürlich nicht nur die amerikanische) Literatur sowie die klassischen Filme aus Hollywoods Goldener Ära hatten mich schon viele Jahre begleitet. Durch amerikanische Freunde – wir sind immer noch eng befreundet – hatte ich auch erste Vorstellungen vom Leben in den USA jenseits aller Klischees bekommen, die ich nun überprüfen konnte.

Die erste Jahreshälfte 1991 verbrachte ich zwischen dem Campus der Johns Hopkins University in Baltimore und dem American Institute for Contemporary German Studies, dem AICGS, in Washington. Dessen Direktor, Robert Gerald Livingston, stand mir zur Seite, als die Hanns-Seidel-Stiftung der CSU gegen mich ein Ausweisungsverfahren aus den USA anstrebte. Über solche Dinge, die ein Kritiker des Kapitalismus in eben jenem Kapitalismus erfuhr, wüsste ich viel zu sagen. Ich lasse sie weg, erwähne am Rande noch meinen Ärger mit dem deutschen Verfassungsschutz, was ich am ZZf aus gutem Grund verschwieg.

Dieser erste Aufenthalt in den USA war für mich wissenschaftlich und lebensgeschichtlich ungemein bedeutsam. Seitdem habe ich an verschiedenen Orten, auch im amerikanischen Süden, das Leben in den USA studiert und Erfahrungen gesammelt, die ich mit denen in der DDR und dann in der Bundesrepublik vergleichen konnte. Doch auch die fortan vorgenommene Wahl meiner Forschungsthemen ist dadurch mitgeprägt worden. Schließlich erwarb ich nach langen Aufenthalten in den USA die Fähigkeit, die Ergebnisse meiner Arbeit

auch in englischer Sprache zu publizieren. In meinem Buch über die Westemigranten zwischen USA-Exil und DDR habe ich einige Ergebnisse langjähriger Forschung zusammenfassen können. Doch zeugt dieses Buch hoffentlich auch von meinen interkulturellen Erfahrungen. Man muss lange in einem Land leben, bevor man lernt, wie Geschichte nicht nur abließ, sondern auch, wie sie „roch“; Imponderabilien, die kein noch so eifriges Archivstudium vermitteln kann.

Die Freiheit des Reisens und der Forschung ermöglichte mir, meine Themen, die sich mit der internationalen Geschichte der kommunistischen Bewegung befassten, ohne Scheuklappen auszuweiten: Immer mehr traten die Außenseiter, die Grenzgänger des Kommunismus, in das Zentrum meiner Arbeit. Die Grenzgänger – der Begriff liegt quer zu dem des Renegaten wie sogar des Häretikers oder Ketzers. Er bezieht sich auf Menschen, die sich unterschiedlich weit vom Kommunismus als Ideologie, Bewegung oder Glaubensgemeinschaft entfernten, denen er aber nie gleichgültig wurde. Sie lebten mit und gegen ihn, ein Leben ohne ihn war für sie im 20. Jahrhundert nicht vorstellbar. Er blieb der archimedische Punkt ihres Daseins. Ihre Gedanken über sozialistische und kommunistische Alternativen zum Stalinismus haben auch meine Überlegungen zutiefst geprägt. Unter dem Titel „Grenzgänger des Kommunismus“ habe ich einige dieser Akteure porträtiert, darunter Karl Korsch, Susanne Leonhard, Alfred Kantorowicz, Isaac Deutscher, Walter Markov und Stefan Heym. Biographische Studien über Leo Trotzki und Richard Löwenthal, über Hermann Duncker, Albert Schreiner, Alfred Meusel und andere folgten. Sie begleiteten meine Bücher über Arthur Rosenberg, Ossip Flechtheim, Ruth Fischer und Arkadij Maslow. Von meinen Ausflügen ins 19. Jahrhundert zeugen Texte über Marx und Engels, Ferdinand Lassalle und Moses Hess, aber auch über den Pseudo-Sozialisten und Antisemiten Eugen Dühring. Ein längerer Aufsatz über Arthur Rosenberg als Historiker der römischen Republik war die einzige Arbeit, mit der ich mich frivol auf fremdes Territorium vorwagte.

In meinen größeren oder kleineren biographischen Arbeiten ging es um mehr als um die Schilderung bloßer „Abfolge von Ereignissen“, die kein anderes Band zusammenhalte als das „Subjekt“, um Pierre Bourdieus Kritik an der historischen Biographie als Gattung zu zitieren. Biographische Geschichtsschreibung sei, schrieb der von mir ansonsten verehrte Denker, „fast ebenso absurd, wie wenn man versuchen würde, von einer Metrostrecke Rechenschaft abzulegen, ohne die Struktur des Netzes in Betracht zu ziehen.“ Bourdieu hatte freilich eine Art der Biographie im Auge, von der die Forschung nun Abschied nimmt. Der Biograph vergangener Zeiten war zu oft geneigt, sich mit seinem Helden zu identifizieren und Brüche zugunsten einer „narrativen Harmonisierung“ zu negieren. Er beanspruchte, „alles zu wissen“, doch der Preis für diesen – unerfüllbaren – Anspruch war oftmals die Ausblendung von Elementen, die dem entgegen wirkten.

Die Forschung, wie auch ich sie zu betreiben suche, setzt hingegen personale und strukturelle Faktoren des Geschichtsprozesses zueinander in Beziehung. Sie weiß um die, wie Bourdieu dies nannte, „Fiktion der Kohärenz.“ Zudem kann selbst ein noch so gründlicher Forscher die geheimen Bezirke einer Persönlichkeit niemals restlos aufschließen, denn „die Quellen, die ihm zur Verfügung stehen, geben zumeist nur spärlich Auskunft über das Seelenleben, über Träume und Traumata.“ Dennoch bietet, und daran halte ich fest, die Form der Biographie ihre besonderen Möglichkeiten, am Einzelfall den Idealen und Illusionen, Hoffnungen und Selbsttäuschungen nachzuspüren, die gerade in der kommunistischen Bewegung kollektiv wirkten.

Doch neben der – in der DDR so nicht möglichen – Erweiterung meiner Beiträge zur Kommunismusforschung galt es, neue Themen in den Blick zu nehmen, die freilich mit dem

bisher Gesagten und Geschriebenen verbunden waren und blieben. Hierzu gehören meine Forschungen zum Antisemitismus und zur jüdischen Geschichte wie auch zur Exilforschung mitsamt dem internationalen Kulturtransfer in einer Zeit, als solche Probleme wohl schon in den USA, aber noch kaum in der Bundesrepublik en vogue waren. Auch mein stark biographiegeschichtliches Interesse war in der Bundesrepublik der frühen neunziger Jahre, in der Zeit einer mitunter zu eng rein sozialgeschichtlich begriffenen Forschung, noch kaum ein Thema, das auf allzu große Gegenliebe stieß – zumal dann nicht, wenn es um das Wirken von Menschen ging, die in die damals große Meistererzählung vom endgültigen Triumph des westlich-liberalen Kapitalismus nicht hineinpassten. Mein erstes „richtiges“ Buch im Westen (nach zwei in der DDR geschriebenen), „Die SED und die Juden“ rief notwendigerweise neben Lob auch scharfe, sachliche wie unsachliche Kritik hervor.

Ich habe, als mir dies später möglich wurde, den Versuch unternommen, die hier genannten Fragen und Themenstellungen an meine Doktorandinnen und Doktoranden weiterzugeben. Ob und inwieweit ich damit Erfolg hatte, mögen sie, von denen ich einige heute begrüßen darf, beurteilen.

Ein solches Leben, wissenschaftlich durchaus lange Zeit gegen den Strom gelebt, war voller Chancen und Risiken – den Chancen der bürgerlichen Freiheiten, den Risiken des Behauptens auf einem seiner Struktur nach geradezu anachronistischen wissenschaftlichen Arbeitsmarkt, der durch ständige Projektanträge in vielen Jahren zunächst der beruflichen Unsicherheit mehr Einschränkungen bereithielt, als viele der neu in die Bundesrepublik Gekommenen glaubten. Ich hatte solche Illusionen nicht: Mir war von Anfang an klar, dass uns und speziell mir die politische Rechte, auch in ihrer als liberal getarnten Spielart, Steine in den Weg legen würde. Ich hatte jedoch den Opportunismus vieler ehemaliger, sich einst progressiv gebender Linker unterschätzt. Deren neuer aggressiver Antisozialismus, gepaart mit Verachtung für DDR-Lebensläufe, verband sich mit gewendeten ostdeutschen Renegaten zu einer Einheitsfront, gegen die mitunter nur schwer zu bestehen war. Sie sorgten auch dafür, dass ich in Jahren der Ungewissheit bei Bewerbungen an Universitäten und anderswo regelmäßig „abgeschossen“ wurde, sogar dann, wenn ich als einziger Kandidat noch in Rede stand.

Dies war am ZZF natürlich anders. Doch auch hier dauerte es eine geraume Zeit, bis ich mich voll akzeptiert und schließlich auch in Festanstellung fand. Die nunmehr als Senior-Fellows mitwirkenden Direktoren Jürgen Kocka, Christoph Kleßmann und der leider heute abwesende Konrad Jaurausch vertrauten mir allerdings. Auf Martin Sabrow konnte ich in erzieherischer Weise positiv einwirken; sein Denkweg zeugt davon – und natürlich war für meinen Entschluss, den Weg als sozialistischer Historiker weiterzugehen, die Unterstützung durch Persönlichkeiten wie Hermann Weber und Gert Schäfer wichtig, ebenso, und wohl noch mehr, die Erfahrung von Exilanten und Remigranten, über die ich forschte und schrieb, und von denen Ernst Engelberg und Wolfgang Ruge gute, verlässliche Freunde wurden. Am meisten zu danken habe ich natürlich Theodor Bergmann. Mein Wunsch, er möge heute einige Worte sagen, muss unerfüllt bleiben, da er nicht mehr lebt. Aber manche hier im Raum erinnern sich bestimmt noch der eindrucksvollen Vorlesung, die der Einhundertjährige im Jahr 2016 hier am ZZF hielt.

Natürlich müssen die amerikanischen Freunde, die mir halfen, hier ebenfalls genannt werden: Gitte Schulz, Bill Hansen, Georg und Wilma Iggers, Ellen Schrecker und Marvin Gettleman, Hadassah Kossak, Stephen Bronner, Eric Weitz und Friedrich Katz. Auch die Hilfe, die Axel Fair-Schulz und ich einander erweisen konnten, sei gern benannt. Am wichtigsten wurde natürlich die Verbindung mit Eleanor Yadin. Die Yeshiva University, an der ich so lange lehrte, wurde mir zu meinem zweiten akademischen Heim. Die Impulse, die ich aus den

Erfahrungen mit drei politischen und Wissenschaftskulturen in die akademische Lehre diesseits und jenseits des Atlantiks mitnahm und hoffentlich an die Studenten weitergeben konnte, verdienten einen eigenen Vortrag. Nur soviel: In den USA musste ich beispielsweise europäische Geschichte vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Gegenwart lehren. Dies zwang zu gedanklicher und sprachlicher Disziplinierung, die der Arbeit am Schreibtisch zugute kam.

Nun aber sollte ich ins Zentrum des heute angeschlagenen Themas dringen: Welche Art der Kommunismus-Forschung habe ich betrieben, was war und ist diese für mich?

Zunächst musste ich Klarheit darüber gewinnen, welcher Typ der Gesellschaft in den Jahren 1989 bis 1991 scheiterte. Über ihren Charakter wurde und wird gestritten, und allein die Leidenschaft der Debatten zeigt, dass diese Gesellschaft und ihr Erbe, wie auch immer, weiterwirken. Ich holte mir Rat bei den schon in der Zwischenkriegszeit entwickelten Denkansätzen, die sich stichwortartig in den Begriffen Staatskapitalismus, bürokratischer Kollektivismus und degenerierter Arbeiterstaat zusammenfassen lassen. Doch kam ich mehr und mehr, hier auch Wolfgang Ruge folgend, zur Ansicht, dass damals eine Gesellschaft sui generis zu Ende ging, die nur schwer auf den Begriff zu bringen ist, obgleich alle wissen, dass die Welt des Sowjetblocks gemeint ist, wenn vom Staatssozialismus die Rede ist.

Niemand kann und darf die unermessliche Zahl an Toten vergessen, die den Preis für den Aufbau dieser Ordnung bildeten – sowenig die Toten des Faschismus und des Kapitalismus, der Sklaverei und des Kolonialismus vergessen werden dürfen. Doch nur die Toten des Kommunismus wurden von den „eigenen“ Leuten umgebracht; ich finde noch immer keinen besseren Ausdruck als Isaac Deutscher, der vom „politischen Volksmord“ schrieb.

Die sich sozialistisch nennende Ordnung vereinte Ausbeutungsformen aller bisherigen Gesellschaften in sich, und sie enthielt zugleich Elemente des Sozialismus. Die Insassen der sowjetischen Arbeitslager wurden wie Sklaven gehalten, die Zwangskollektivierung unterwarf die Bauern einem Regiment, das der feudalen Leibeigenschaft nahekam, die Fabrikarbeiter wurden Ausführende wie Leidtragende einer ursprünglichen sozialistischen Akkumulation, deren Zustände dem Manchester-Kapitalismus ähnelten.

Doch entstanden auch Elemente einer sozialistischen Gesellschaft: die Arbeitsbeziehungen verloren allmählich einige Merkmale der kapitalistischen Konkurrenz-Gesellschaft, nach dem Ende des Hochstalinismus entstand eine Sicherheit des Arbeitsplatzes, und vor allem am Anfang der Sowjetgesellschaft war der Drang nach Egalität unleugbar: Die Gleichberechtigung der Männer und Frauen wurde gesetzlich sanktioniert; ich darf daran erinnern, dass im September 1920 der Kongress der Ostvölker in Baku diese Forderung erstmals für den afro-asiatischen Raum aufstellte, und wer außer mir erinnerte aus Anlass des 100. Jahrestages dieses Kongresses daran? Der Schutz von Mutter und Kind, wozu die Fristenlösung gehörte, die Kodifizierung nationaler Gleichberechtigung, der Kampf gegen Antisemitismus, überhaupt gegen Rassismus, und die Aufdeckung der Ursachen dieser Kernübel der Menschheit – all diese Forderungen der bürgerlichen Gesellschaft suchten die frühen Bolschewiki, bevor sie in der langen stalinistischen Bartholomäus-Nacht untergingen, mit großem Einsatz zu verwirklichen. Dies waren unerlässliche Vorbedingungen für eine sozialistische Ordnung, noch nicht diese selbst, doch dieses Kapitel gehört zur Geschichte des Kommunismus wie dessen Einsatz für die kolonial unterdrückten Völker. Dass Willi Münzenberg, der mehr als jeder andere für diesen Einsatz stand, in der DDR zur halben Unperson wurde, zeigt die Grenzen von Wissenschaft und Politik im Osten Deutschlands. Die Transformation der Komintern vom Agenten der Weltrevolution zum politischen Instrument der Sowjetunion konnte kaum zureichend diskutiert werden, und die Beziehungen zwischen

Kommunisten und Sozialdemokraten wurden lange, wenn auch nicht bis ganz zum Ende der DDR, unter einseitiger Parteinahme für Erstere behandelt.

Große Probleme gab es mit den als Renegaten des Kommunismus geschmähten historischen Akteuren: Die erste Frau, die weltweit eine kommunistische oder überhaupt eine Massenpartei leitete, hieß Ruth Fischer – ihr Name hatte lange in der DDR die Wirkung eines roten Tuches. Doch auch im Westen legte niemand, bevor ich dies im Jahre 2013 tat, eine größere Biographie über diese widerspruchsvolle Persönlichkeit vor, die immerhin als erste Frau 1933 aus Deutschland ausgebürgert wurde und auch als einzige Frau im ersten Moskauer Prozess 1936 unter den Haupttätern genannt wurde. Im Unterschied zur Bundesrepublik wurden Kommunisten in der DDR aber stets als Antifaschisten gesehen; der Antifaschismus blieb Bildungsauftrag, wenngleich in rigider Form.

Dabei ist mir das in der DDR erworbene Wissen selbst für die heutigen Debatten um den Postkolonialismus hilfreich: Es war schließlich mit Julius Lips ein deutscher Emigrant und Remigrant, nach dem Zweiten Weltkrieg Rektor der Universität Leipzig, der 1937 die Sichtweise des Kolonisierten zum Ausgangspunkt ethnologischer Studien machte, sie aber auf historisch-materialistische Grundlagen stellte. Man musste freilich wie ich das Glück haben, aus der Leipziger Schule von Walter Markov zu kommen, um für solche Dinge ein Gespür zu entwickeln. In der DDR wie heute standen und stehen im Zentrum einer Kommunismus-Forschung, wie ich sie betreibe, die Klassenbeziehungen, ohne dabei andere Dimensionen zu negieren; ich denke an Geschlechterfragen und national-ethnische Beziehungen.

Rückblick und Ausblick, was kann dies bringen? Wurde 1871, nach dem kritischen Urteil von Jacob Burckhardt, die gesamte Weltgeschichte siegesdeutsch angestrichen, so schien sie 1991 vollständig in ein Sternenbanner eingehüllt. Das Ende der Geschichte wurde ausgerufen – wieder einmal, und wieder einmal war es ein Fehlurteil. Der Fall von Kabul, dessen Zeugen wir alle sind, ist nicht nur eine militärische Niederlage der USA wie im Vietnamkrieg, sondern mag bald als der Punkt in die Geschichtsbücher eingehen, der das weltgeschichtliche Scheitern des amerikanischen Wirtschafts- und Gesellschaftsmodells offenbarte. Die Konsequenzen dieses Desasters müssen sich erst zeigen, doch könnten sie in eine neue Weltenwende münden. Der mögliche Gewinner ist neben einem Islamismus, dessen Langzeit-Erfolge aber wohl überschätzt werden, vor allem die Volksrepublik China als neue Supermacht. Welche politische Philosophie ein kapitalistisches China, geführt von einer Kommunistischen Partei, der Welt auferlegen wird – darüber lässt sich nur spekulieren. Doch sollte eine demokratische Linke, zu der ich mich rechne, sehr wachsam gegenüber erneuten Bestrebungen sein, die mit marxistischem Vokabular eine autoritäre Ordnung rechtfertigen.

Eine solche Linke, aber darüber hinaus alle, denen eine demokratische Ordnung am Herzen liegt, muss den Gralshütern des Kapitals die von diesen beanspruchten Werte der Aufklärung entreißen. Volkssouveränität, Rechtsgleichheit und der Kampf gegen Rassismus und Kolonialismus sind Werte, die die Verteidiger des Status quo weder erfunden noch für sich gepachtet haben. Der Universalismus der bürgerlichen Aufklärung muss sich mit dem Internationalismus verbinden, der am Beginn der Arbeiterbewegung stand. Die Rückeroberung politischer Begriffe wie dem der Demokratie muss mit dem Handeln nach moralischen Maßstäben verbunden werden. Die scheinbare Alternative, die in der zynischen Losung gipfelte, wonach der Zweck die Mittel heilige, hat Ost und West beinahe an den Abgrund geführt.

In welchen Formen dies geschieht, auf Wegen der Reform oder der Revolution oder in der Verbindung von beiden, wird von den Menschen je nach den Bedingungen neu entschieden

werden müssen. Für Immanuel Kant waren revolutionäre Erhebungen in weltweiter Nachwirkung der Französischen Revolution unvermeidlich. Im „Streit der Fakultäten“ schrieb er 1798, die Revolution der Franzosen sei „zu groß, zu sehr mit dem Interesse der Menschheit verwebt und ihrem Einflusse nach auf die Welt in allen ihren Teilen zu ausgebreitet, als da sie nicht den Völkern bei irgend einer Veranlassung günstiger Umstände in Erinnerung gebracht und zu Wiederholung neuer Versuche dieser Art erweckt werden sollte [...]“.

„Wir machen unsere Geschichte selbst, aber erstens unter sehr bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen“, schrieb Friedrich Engels 1890. Die Betonung, ja Überbetonung der ökonomischen Grundlagen haben dabei, so Engels weiter, „Marx und ich teilweise selbst verschulden müssen. Wir hatten, den Gegnern gegenüber, das von diesen geleugnete Hauptprinzip zu betonen, und da war nicht immer Zeit, Ort und Gelegenheit, die übrigen an der Wechselwirkung beteiligten Momente zu ihrem Recht kommen zu lassen.“

Bei der Untersuchung „dieser übrigen Momente“ aber fällt gerade den Historikern des Kommunismus eine wichtige Rolle zu. Sie müssen die Kenntnis über alle Seiten dieses Gesellschaftsmodells in Wort und Schrift, über alle ihnen zugänglichen Medien verbreiten. Hierzu gehört das Wissen über die ausgeschlagenen realen, nicht die illusionären Alternativen zum Geschichtsverlauf, der im Stalinismus mündete. Als ich mich in den neunziger Jahren den Außenseitern des Kommunismus, den Zwischengruppen und ihren Protagonisten, zuwandte, schien dies manchen als eine esoterische Hobbyforschung. Heute sollte allgemein bekannt sein, dass, beispielsweise, zwei Mitgliedern einer dieser Gruppen, Ossip Flechtheim und Robert Jungk von Neu Beginnen, ihre Kenntnis von Geschichte und Gesellschaft dazu verhalf, die Umweltproblematik nach 1945 in einer Schärfe zu formulieren, dass viele ihrer Warnungen heute erschreckend aktuell klingen. Kommunismusforschung heute – das ist, so hoffe ich zuversichtlich, lieber Frank Bösch, am ZZf auch künftig nicht nur ein Gegenstand von historisch-antiquarischem Interesse. Was ist, was war der Kommunismus: eine gesellschaftliche Utopie, eine repressive Ordnung, Teil nationaler Befreiungsbewegungen – inwieweit wird sein so widersprüchliches Erbe Teil einer globalen Linken? Welche Mahnung, welche Lehren lassen sich aus seinem Scheitern wie seinem Fortbestehen als Ideologie der neuen Supermacht China ziehen?

Welche Richtung könnte die Kommunismusforschung in den nächsten Jahren einschlagen? Ich nenne vier Punkte:

Erstens steht die Frage, wann der Zug einer ursprünglichen Emanzipationsbewegung aufs falsche Gleis geriet, zweitens ist der Frage nicht auszuweichen: Was stimmte schon in den Grundlagen nicht? Drittens, woher nahmen die Grenzgänger und Dissidenten des Kommunismus die Kraft, an ihrer Entscheidung für eine bessere Gesellschaft auch dann festzuhalten, wenn sich ihr Fundament als brüchig erwiesen hatte? Bleibt die Utopie, also der Nicht-Ort, etwas, wonach weiter zu suchen ist? Viertes, welchen Erkenntniswert, gar welches Zukunftspotenzial hat der Begriff des Kommunismus, wenn es um eine Demokratisierung der menschlichen Beziehungen im 21. Jahrhundert geht? Die Kategorien des „Kommunistischen Manifestes“ dürften, so meine ich, auch künftig mehr überzeugen als alle derzeit modischen Alternativen.

Daraus ergeben sich weitere Fragen, die von Historikern allein nicht zu beantworten sind, die sie aber stellen sollten: Kann man um eine grundlegende Demokratisierung nicht nur der Politik, der Beziehungen zwischen Geschlechtern und Nationen, sondern vor allem auch der Ökonomie überhaupt noch herumkommen? Ist ein demokratischer Weg hin zu einer

Wirtschaft mit gemischter Eigentumsordnung in den Ländern des Westens gangbar? Sind die Widerstände der großkapitalistischen Eigentümer dagegen nicht zu stark?

Doch worin auch immer die hier und jetzt nicht zu bestimmenden Lösungsansätze für die überbordenden Weltprobleme liegen, nötig sind in jedem Fall neben dem achtsamen Umgang mit der Natur grundlegend intensivere Anstrengungen, die weltweite Kluft zwischen Arm und Reich zu verringern.

Nach alledem dürfte klar geworden sein, dass ich heute zwar kritischer als früher, doch ohne die Hassanwandlungen der Renegaten auf die Geschichte des Kommunismus blicke. Was mein Urteil in den letzten Jahren kritischer werden ließ, während ich am Buch über die Westemigranten zwischen USA und DDR arbeitete, war das Wissen um das Verhalten der amerikanischen Kommunisten gegenüber ihren linken Kritikern. Ich hatte zunächst nicht geglaubt, dass die Kommunistische Partei der USA in den vierziger Jahren zur Hilfstruppe von J. Edgar Hoovers FBI herabsinken würde. So war es aber, als sie Namenslisten erstellte, mittels derer das FBI wirkliche, doch oft nur angebliche Trotzlisten verhaftete. Es war der Auftakt einer Verfolgungswelle, die dann die einstigen kommunistischen Kollaborateure selbst traf. Der Verrat am Gedanken der Solidarität zahlt sich langfristig nicht aus. Auch dies war eine Lektion, die ich lernte und versuchte, weiterzugeben. Dennoch vergesse ich nie den Einsatz vieler Kommunisten für eine bessere Welt.

Ich habe gelernt, dass die Prager Reformer von 1968 und ihre linken Unterstützer im Westen mitsamt den Opfern des westlichen Antikommunismus auf ein und derselben Seite der Geschichte standen – und die Prager „Normalisierer“ im Gefolge der sowjetischen Truppen, die DDR-Stalinisten, die Zuträger McCarthys und die westdeutschen „Abwickler“, die ostdeutsche Mediziner des Kindesmordes ziehen, allesamt auf der anderen Seite.

Für mich stand und steht bei allem Nachdenken über solche Fragen der Solidaritätsgedanke als zentrale moralische Kategorie wie als Treibstoff einer freiheitlich-demokratischen Arbeiterbewegung im Zentrum. Ich möchte gerade den Verlierern der Geschichte Gestalt und Stimme geben, und deshalb galt und gilt meine Solidarität gerade auch den abgewickelten Kolleginnen und Kollegen aus der DDR, die nach 1990 dauerhaft aus der Wissenschaft ausgegrenzt wurden. Hier konnte ich mit meinen Mitstreitern Ulrich van der Heyden und Stefan Bollinger in der ‚Initiative Sozialwissenschaftler Ost‘ trotz mannigfacher publizistischer Anstrengung keine Siege vorweisen, auf moralischen Beistand können aber all jene vertrauen, die dieses Beistandes bedürfen. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung und der Bildungsverein Helle Panke, in dem ich viele Jahre Bücher aus verschiedenen Gebieten bis hin zum Film und zum Jazz vorstellen konnte, gaben und geben mir die Chance, in ein breiteres Publikum hineinzuwirken.

Ich habe in meinem Tun stets versucht, einen Rat Antonio Gramscis zu beherzigen: „Man muss“, schrieb dieser im Gefängnis, „nüchterne, geduldige Menschen schaffen, die nicht verzweifeln angesichts der schlimmsten Schrecken und sich nicht an jeder Dummheit begeistern. Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens.“